

RECENSIONI

BARNES, Michael P., *Runes. A Handbook*, The Boydell Press, Woodbridge 2012, pp. 256, ISBN 1843837781, £ 45.00.

Das Vorwort (XII f.) ist wichtig: Ein Buch dieses Umfangs (XVI + 240 Seiten) sei notwendigerweise „selective“. Obwohl einzelne Aspekte mehr Beachtung finden als andere, manche auch nur nebenbei erwähnt würden, „the aim has been to offer as comprehensive an introduction as possible, and one that will serve both the interested layman and the undergraduate student.“ Bemerkenswert ist noch folgende Feststellung aus dem Vorwort: „Most chapters conclude with a Select Reading List of works in English. The Glaring omissions many will spot in these lists reflect the English-language bias. It seemed, however, unwise to assume a ready acquaintance with European tongues other than English.“ Folge man den Lesevorschlägen, werde man auf zahlreiche Bücher verwiesen in einer Reihe von Sprachen, „not least German and the various Scandinavian idioms.“

Die Gliederung in 18 Kapitel beschreibt Barnes so: Kap. 1 bietet eine generelle Einführung, Kap. 2-11 sind in etwa chronologisch angeordnet und handeln über den Ursprung der Runen bis zu ihrem Verschwinden im nachreformatorischen Skandinavien. Kap. 12-18 beziehen sich auf Phänomene wie Manuskriptrunen, Runennamen u.a.

Vor dem Vorwort sind 40 (oft ganzseitige) Tafeln von Runenobjekten verzeichnet, einzelne von minderer Qualität, ferner 31 Textfiguren (meist Runenreihen u.ä.) sowie 3 Karten. Im folgenden charakterisiere ich einzelne Kapitel und bemerke, falls angebracht, Einzelheiten.

Kap. 1 „Einleitung“ (1-8) informiert über „rune“ und „runic“ und verweist auf eine neue Etymologie, die *run-* mit Wörtern der Bedeutung ‚dig‘, ‚make furrows‘ verbindet, was semantisch plausibler erscheine. Typisch für die Darbietung in diesem Buch: Es erfolgt kein Nachweis, wer, wo diese neue Etymologie aufgestellt hat, auch die Einsicht in die am Ende des Kapitels angegebene Literatur führt nicht weiter.

Noch ein Wort zu 1.5 „Runologie und Runologen“. Hier wäre Gelegenheit gewesen, auf den Originalcharakter epigraphischer Überlieferung – eben von Runeninschriften – gegenüber der meist kopialem Manuskripttradition hinzuweisen (erfolgt einmal nebenbei [83]), ebenso auf ihren authentischen Zeugniswert gegenüber einer Fremdbetrachtung. Doch Barnes greift den seit Ray Pages’ Introduction

(1973, 13 = 1999, 12) aufgestellten und vielzitierten Unterschied auf „between the imaginative and the sceptical runologist“ (7) und bemerkt, mangels etablierter Prinzipien und einer allgemein akzeptierten Methodologie in der Runologie, „the imaginative scholar can allow him-/herself considerable freedom to speculate.“ Das mag so sein, erledigt sich aber meist von selbst: Kein Runologe nimmt noch Bezug auf K. Schneiders aberwitzige Runennamendeutung (1956), die Page als Beispiel anführt. Dagegen fällt meist unter den Tisch, was Page an derselben Stelle noch sagt, nämlich „that the runologist needs two contrasting qualities, imagination and scepticism. The first gives him insight into the possible meanings a letter group may express: the second restrains his fancy and holds his erudition in the bonds of common sense.“ Dieses Ideal gilt, auch wenn, wie es weiter heißt, Runologen in praxi eher zur einen oder zur anderen Seite neigten. Ein Beispiel: Um sich die Bedeutung und Macht der Schrift in einer oralen, archaischen Kultur einigermaßen bewusst zu machen, bedarf es einer starken Imagination, die unseren selbstverständlichen und unreflektierten Umgang mit Schrift vergessen lässt. Und zugleich ist dieses Imaginieren mit skeptischen Einwänden wieder auf ein plausibles Maß zurückzuholen. Ein praktischer Fall: Die Funktion der mehrfach in verschiedenen Kontexten überlieferten älteren Runenreihe (dazu auch Barnes [111]) kann auf verschiedene Weise (Namen, Anzahl, Gematrie) vorgestellt werden. Plausibel erklärbar wird sie mit der Rücknahme zu weit gehender Ideen, sie ist am besten auf der Folie der vorausgehenden und zeitgleichen ABC-Denkmalen zu interpretieren. Barnes' Idiosynkrasie gegenüber magischen Deutungen kommt mehr oder weniger offen und deutlich an mehreren Stellen zum Ausdruck. Es reicht m.E. nicht aus, am Beispiel *alu* zu konstatieren „that any magic involved had to do with the text. The suggestion that the runes themselves lent additional force to the working of the charm is pure speculation (49).“ Gegen eine solch apodiktische Unterstellung muss an Buchstabenmagie, Alphabetzauber, Schriftmagie und magische Schreibhandlungen erinnert werden, die neben der Wortmagie eine Rolle spielen können.

Kap. 2 „Ursprung der Runen“ (9-15) stellt die bekannten *W*-Fragen (Wann? Wo? Von wem? Wozu?), benennt vier von den meisten Runologen geteilte Grundeinsichten und diskutiert die gängigen Herkunfts-(Vorlagen-)Thesen: griechisch, nordetruskisch/norditalisch, römisch-lateinisch im Für und Wider. Wenn auch im einzelnen keine Klarheit bestehe, spreche viel für das 1. oder 2. Jh. n. Chr. und für Dänemark/Südsandinavien, „and to linguistically aware people of Germanic origin, familiar with the Latin language and roman literacy, who saw an advantage in having a script of their own“ (14). Dass seit 2006 Theo Vennemann mehrfach eine phönizisch-punische Vorlage für die Entstehung der Runenschrift mit bedenkenwerten Argumenten verfochten hat, wird nicht erwähnt, kommt auch in der empfohlenen Literatur (1985-2004 erschienen) nicht vor.

Kap. 3 „Das ältere *fupark*“ (17-26) geht von der unerklärten *fupark*-Folge über die Einteilung in drei Achter-Gruppen (deren Bedeutung keineswegs unklar ist, wie behauptet, wenn man den Isruna-Traktat bezieht), die Runenformen und wie deren

einzelne Teile bezeichnet werden (in eigener und eigenwilliger Terminologie), bis in die Unterschiede der Gestaltung (𐌺 und 𐌺). Erklärt werden bestimmte Runenformen (Binderunen usw.), Runennamen und schließlich die Sprachen und orthographischen Systeme der älteren Runeninschriften, einschließlich der Begriffsrunen („ideographs“), der deutsche Ausdruck, der sonst international verwendet wird, fällt hier nicht. Für eine frühe Überlieferung auf Holz, die vergangen wäre, kann sich Barnes mit Recht nicht erwärmen. Typischerweise gilt für ihn: „As a general principle, however, we are on safer ground arguing from what exists rather than what does not“ (19).

Kap. 4 „Inschriften im älteren *fubark*“ (27-36) behandelt „Probleme“ und ihre „Lösungen“, d.h. Lesungen und Deutungen vorwiegend der Inschriften von Reistad und Kjøllevik (s. auch 180-183). Der Grund für unterschiedliche Deutungen ist speziell unsere Unkenntnis der frühen germanischen Gesellschaften und die entsprechende Unsicherheit, was die Runenschreiber des Aufschreibens für wert gehalten haben mögen. So weit, so gut und richtig, aber der Nachsatz macht stutzig: „Ignorance and uncertainty allow scholars freedom to speculate and some have exploited this to the full“ (28). Unklar, gegen welche Interpretation sich dieser Anwurf richtet, zumal Barnes selbst die Inschrift von Reistad überraschenderweise dem „commemorative type“ zuordnet und die Landnahme-Idee ablehnt, „though we do not have enough evidence to exclude this interpretation entirely“ (30).

Hier (32) spricht Barnes von Goldbrakteaten mit Runeninschriften (Pl. 3: Bjørnerud), bei den Runenreihen (17) kommen Vadstena (auch an anderen Stellen genannt) und Grumpan vor, ferner wird Undley bei den neuen anglofriesischen Runenformen (58) nebenbei erwähnt. Eine derartige Vernachlässigung der größten Quellengruppe für die älteren Runeninschriften ist unentschuldig. Inzwischen gibt es für den Zeitraum von 450-530/50 über 1000 Goldbrakteaten in verschiedenen Typen (auch darüber erfährt man nichts). Davon tragen 222 Legenden, von denen wiederum 173 reine Runeninschriften darstellen. Diese allein machen fast schon die Hälfte aller im älteren *fubark* überlieferten Runeninschriften aus. Selbst in einer Einführung muss dieser Quellenbestand angemessen dargestellt und – wenn für nötig befunden – auch kritisch beurteilt werden.

In diesem Kapitel und nur hier, werden auch die südgermanischen, in Deutschland gefundenen, Runeninschriften erwähnt. „The Weimar 3 (buckle) inscription from Thüringen, can serve as an illustrative example [...]: **ida : bigina : hahwar : and : awimund : isd : ... eo ... iduni** (... indicates illegible and uncountable runes; in contrast to the rest of the inscription **iduni** runs right to left, or upside-down)“ (33). Es handelt sich um den Schnallenrahmen, besser Riemenschieber, von Weimar II. Mit den Runen rechtsläufig auf beiden Seiten des Steges und dem letzten Wort auf der Vorderseite des rechten Teiles, ebenfalls rechtsläufig [!] von unten nach oben laufend: **idun** Die ersten beiden Trenner, der vor **awimund** und der letzte, sind dreiteilig, die übrigen zweiteilig, die zweite *i*-Rune ist unsicher, ebenso die Lesung **ļeob**. Merkwürdig, dass Barnes, der sonst sehr akribisch ist, hier so unpräzise verfährt. Eine plane Übersetzung wäre: Ida – Bigina, Hahwar. Awimund ist

lieb der Ida (vgl. RGA 33, 396). Barnes bietet die seit langem übliche Ergänzung der Namensprache mit Verben des Besitzens, Schenkens oder Wünschens. Seine Frage, „Were the runic messages carved as part of the inhumation ceremony or did the objects laid in the graves already bear a runic text?“ (34) zeugt von auffälliger Unkenntnis der südgermanischen Überlieferung, denn man kann seit 30 Jahren lesen, allein die Fibel von Beuchte sei kurz vor der Niederlegung als Beigabe im Grab graviert worden, erkennbar an der Frische der Runenritzung auf der lange getragenen und daher abgenutzten Fibel, während andere (bis auf Donzdorf) irgendwann und -wo beritzt worden sind, je nach Abnutzung früher oder später. Aber das Problemfeld Abnutzung spielt bei Barnes gar keine Rolle.

Besonders bedauerlich ist es, wenn für das südgermanische Corpus, das fast gleich umfangreich wie das englische ist, nur dieses eine Beispiel ausführlich angeführt wird (Neudingen I mit der bedeutsamen Schreibformel einer Frau erscheint unkommentiert (36); die Runenkreuze von Soest und Schretzheim kommen en passant unter 12. „Kryptische Inschriften“ vor), so bedeutsame Stücke wie etwa die Schnalle von Pforzen oder die große Bügelfibel von Nordendorf so wie die weitere Schreibformel der Ritzerin von Pforzen überhaupt nicht erwähnt werden.

Kap. 5 (37-41) und 6 (42-53) gelten der Runenentwicklung im angelsächsischen England und in Friesland. Dies auf knapp 10 Seiten zu bewältigen und angemessen zu vermitteln, ist schon ein Kunststück. Es fordert aber auch Opfer: So wird Franks Casket (Kästchen von Auzon) zwar erwähnt, aber mit der Bemerkung „The iconography and inscriptions of this piece are too complex to be gone into here“ (46) sogleich wieder beiseitegelegt. Was ist das für eine Einführung für interessierte Laien und Studienanfänger, in der ihnen das wichtigste und interessanteste englische Runendenkmal nicht einmal in einer Probe (etwa der relativ unproblematischen Vorderseite) anschaulich gemacht, sondern vollständig vorenthalten wird?

Die wenigen friesischen Inschriften werden kurz erwähnt (52f.), vor allem die Käämme mit **habuku**, **kabu** (Oostum) und **kobu** (Toornwerd, falsch geschrieben 36, 233), allerdings wäre auch ein Wort zum linguistischen Status von *-u* angebracht.

Kap. 7 (54-65) bietet eine umfassende und präzise Darstellung der „Runenentwicklung in Skandinavien“, wobei der Begriff Überganginschriften („transitional inscriptions“) nicht begegnet. Die verschiedenen Realisierungen des jüngeren *fubarks* werden nur in idealisierter Form geboten, obwohl doch die dänischen Steine von Gørlev oder Malt die Langzweig- („longbranch“) oder das Stäbchen von Haiðaby die Kurzzweig-Variante („short-twig“) zeigen. Für die stablosen, die Hälssinge-Runen, wäre die Abbildung einer Inschrift hilfreich gewesen. Überhaupt könnten mehr Wortbeispiele die Veränderungen anschaulich(er) machen.

Kap. 8 „Skandinavische Inschriften der Wikingerzeit“ (66-91) hat eine Reihe von Tafeln und führt bedeutende Denkmäler wie Rök, Jelling 2, Kuli, Gripsholm, Dynna, Ågersta, Hillersjö vor, ohne allerdings ins Detail zu gehen. So wird die Theoderich-Strophe von Rök zwar abgebildet und erwähnt (83) ohne sie vorzuführen.

ren. Ebenda wird auch die Dróttkvætt-Strophe auf dem Karlevi-Stein genannt, aber weder Bild noch Text erhellen dies einmalige Monument. Und noch einmal auf derselben Seite ist von den Sigurd-Darstellungen die Rede mit Verweis auf Pl. 15, die ein Detail (Sigurds Drachenstich) aus der Ramsund-Ritzung zeigt. Das ganze Bildfeld wird nicht geboten, denn es gibt bei den Sigurd-Bildern „no obvious relation to the inscriptions“ (83).

Neben den Runensteinen kommen auch lose Gegenstände in den Blick mit Beispielen aus den skandinavischen Ländern, aber auch aus Russland und Runen-Graffiti in der Hagia Sophia in Istanbul.

Kap. 9 (92-97) „Spätwikingerzeitliche und mittelalterliche Runen“ bringt in erster Linie Veränderungen (Punktierung) und Erweiterungen (Zusatzrunen) im und vom Runeninventar samt seiner alphabetischen Anordnung, verbunden mit Überlegungen zum Erlernen der Runenschrift.

Kap. 10, das längste des Buches (99-128), ist den „Skandinavischen Inschriften des Mittelalters“ gewidmet, die in Skandinavien, auf den Britischen Inseln, Grönland, Island und den Färöern mehr als 2500 an Zahl erreichen (ohne die Runenmünzen in Dänemark und Norwegen). Hier eine einigermaßen repräsentative Auswahl zu treffen ist Artistik, und sie ist Barnes durchaus gelungen. Die Bergener (und einige Trondheimer) Funde nehmen dabei nicht zuletzt wegen ihrer Variationsbreite (einschließlich von Syllabarien) und – wenn man so sagen darf – Farbigkeit eine besondere Position ein. Auch Maeshowe (119f.) wird angemessen dokumentiert. Zuletzt werden auch Runeninschriften in lateinischer Sprache berücksichtigt samt anderen „Antiquarian text-types“.

Kap. 11 (129-140) betrifft „Runenschreiben in post-reformatorischer Zeit“. Runische Schriftzeugnisse nach 1500 stammen aus Island. Besondere Runen (132) wurden in der schwedischen Provinz Dalarna bis ins 19. Jh. hinein gebraucht. Gelehrtes Interesse an Runen im 16./17. Jh. (s. auch 197f.) zeigen Bureus, die Brüder Magnus und Ole Worm (135 oben ist nicht klar, was in dänischer Sprache gedruckt wurde).

Zu den noch folgenden, ein Drittel des Buches umfassenden Teilen heißt es im Vorwort (XII): „Chapters 12-18 [144-212] deal with topics that fall outside the main lines of development: runic cryptography; the appearance of runes in manuscripts; the names of the runes; how runic inscriptions were, or may have been, made; how runologists read and interpret runic texts; runes in literature and politics; the history of runology; where to look for inscriptions.“ Da vom Verfasser selbst außerhalb der Hauptlinie gestellt, soll dieser Teil unkommentiert bleiben, auch wenn an verschiedenen Punkten Ergänzungen und gelegentlich Korrekturen anzubringen wären.

Es bleibt ein zwiespältiger Gesamteindruck: auf der einen Seite finden sich vor allem linguistisch akzentuierte Partien (Kap. 2, 3, 5, 7, 9), die zwar makellos sind, aber doch einen leicht anämischen Eindruck machen, bieten doch gerade Runeninschriften aus einer oralen, archaischen Kultur immer wieder Anlass, nach den dahinterstehenden Menschen zu fragen und den ‚Sitz im Leben‘ ihrer sparsamen epigraphischen Kundgaben zu eruieren. Auf der anderen stehen Defizite, indem Über-

lieferunggruppen wie die Brakteaten und die südgermanischen Inschriften ganz unzureichend berücksichtigt werden. Auch die Präsentation von Inschriften lässt einige Aspekte zu wenig deutlich werden: etwa bei den zahlreichen Runeninschriften der Wikingerzeit die häufig vorkommenden Versinschriften (die auch den Monumentcharakter von Stein und Inschrift betonen), die Fülle der Namen von Runenmeistern, die perspektivenreichen Bildsteine (Altuna, Hunnestad, Ramsund) und die vielfältigen Informationen, die sich diesem Material entnehmen lassen, wie denn insgesamt der Quellenwert von Runeninschriften zu wenig herausgestellt wird. Im Vorwort heißt es, das Buch beruhe „in part on courses in runology“, die Barnes als akademischer Lehrer am University College London gegeben hat. Es zeigt sich, dass diese Unterrichtsmaterialien keine hinreichende Basis für ein Handbuch abgeben, dessen Anspruch nur in wenigen Kapiteln erreicht wird. Wenn dazu nur noch englischsprachige Literatur empfohlen wird und sich dieser Trend durchsetzen sollte, dann werden wir in Zukunft *runology light* haben.

[Klaus Düwel]

BIDESE, Ermenegildo, *Das Zimbrische von Giazza. Zeugnisse und Quellen aus einer deutschen Sprachinsel in Oberitalien. Übersetzungen, Hörbeispiele und Bildmaterial zu den von Bruno Schweizer gesammelten Erzählungen. Il Cimbro di Giazza. Testimonianze e fonti da un'isola linguistica tedesca in Nord Italia. I racconti di Bruno Schweizer con traduzioni, esempi sonori e materiali visivi.* Innsbruck/Wien/Bozen, Studien Verlag 2011, pp. 209, € 29,90.

SCHWEIZER, Bruno, *Zimbrischer und Fersentalerischer Sprachatlas. Atlante linguistico cimbro e mòcheno.* Edizione curata e commentata da Stefan Rabanus, Luserna, Istituto Cimbro/Palù del Fersina, Istituto Culturale Mòcheno 2012, pp. 539, € 40.

COGNOLA, Federica, *Syntactic Variation and Verb Second. A German dialect in Northern Italy,* Amsterdam/Philadelphia, Benjamins 2013, pp. 325, € 99.

Nel corso degli ultimi decenni le alloglossie di antico insediamento hanno costituito uno dei laboratori più fecondi dal punto di vista della ricerca linguistica in Italia. Ciò è avvenuto in parte su stimolo delle comunità alloglotte stesse, le quali si sono fatte promotrici di indagini finalizzate alla descrizione e alla valorizzazione del proprio patrimonio linguistico, e in parte in modo autonomo, per l'interesse che suscitano di per sé queste varietà di lingua e gli *habitat* sociolinguistici che le ospitano.

Un esempio particolarmente interessante per quanto riguarda proprio il buon rapporto fra istituzioni locali e ricerca scientifica è quello delle minoranze cimbra e mòchena nell'area alpina orientale al confine fra Trentino e Veneto. Tra le numerose pubblicazioni apparse negli ultimi anni ne abbiamo scelte tre che ci sembrano ben rappresentative delle diverse anime della ricerca praticata su queste varietà alto-bavaresi: la documentazione storica (Bidese, 2011), la dialettologia (Schweizer, 2012, a cura di S. Rabanus) e la linguistica teorica (Cognola, 2013).

Con l'accurata edizione di materiali relativi al cimbro di Giazza, ultima testimonianza della varietà cimbra "tredicicomunigiana" (dei XIII Comuni veronesi), Ermenegildo Bidese inserisce il lavoro documentario in una prospettiva meno angusta dell'interesse locale e localistico, sottolineando invece l'importanza che il cimbro ha rivestito per lo sviluppo della dialettologia tedesca. Tracciando la storia della ricerca storico-dialettologica sul cimbro, Bidese ricorda innanzitutto, nell'introduzione al volume, il germanista bavarese Johannes Andreas Schmeller (1785-1852), le cui indagini sul cimbro hanno rappresentato un modello per la ricerca dialettologica di impostazione moderna. In epoca più recente rispetto a Schmeller, fra gli studiosi d'Oltralpe che si sono dedicati con particolare attenzione al cimbro non si può prescindere dalla figura di Bruno Schweizer, dialettologo molto discusso sia per le posizioni scientifiche in contrasto con l'opinione condivisa circa l'origine di queste comunità (che Schweizer faceva risalire al periodo longobardo), sia per la stretta connivenza al nazionalsocialismo. Facendo parte, già dal 1937, della *Ahnenerbe Forschungs- und Lehrgemeinschaft* delle SS, Schweizer compì diversi viaggi nelle *Sprachinseln* a sud delle Alpi come parte di un progetto più ampio volto a ricercare le vestigia di quel carattere tedesco, o meglio germanico (al quale la "tesi longobarda" si prestava naturalmente molto bene), che avrebbe dovuto dare sostanza all'ideologia ariana.

Il volume a cura di Bidese raccoglie materiale in parte già pubblicato ma di difficile reperibilità e in parte non pubblicato ma conservato a Marburg presso la sede del *Deutscher Sprachatlas*. Si tratta di reperti orali registrati e/o trascritti da Bruno Schweizer in diverse occasioni all'inizio degli anni '30 del XX secolo e durante una breve visita successiva risalente al 1941. Quest'ultima fu effettuata nell'ambito della cosiddetta *Südtiroler Kulturkommission*, il distaccamento sudtirolese del già citato *Ahnenerbe*, istituito con lo scopo di documentare i beni materiali e immateriali delle popolazioni tedesche in Italia in relazione ai trattati di opzione stipulati fra Hitler e Mussolini nel 1939. Proprio in occasione della visita del 1941, Schweizer dispose di attrezzatura all'avanguardia che gli permise di registrare tre ore di parlato di qualità molto alta, di scattare 81 fotografie e di girare un breve filmato. Si tratta di documenti straordinari attraverso i quali è possibile farsi un'idea almeno parziale della vita tradizionale nella comunità cimbra di Giazza e di accedere a dati di parlato, tanto più preziosi in quanto relativi ad una varietà di lingua oggi di fatto estinta, se si escludono recuperi culturali, spesso di carattere individuale.

I materiali raccolti ne *Il Cimbro di Giazza* si offrono all'interesse di specialisti

di diverse discipline, *in primis* l'etnografia (con particolare interesse per l'etno-musicologia), per l'ampia documentazione di canti e racconti popolari, fra i quali spiccano quelli relativi al "mito di fondazione", e la dialettologia. La documentazione di questi "avamposti" del tedesco superiore permette infatti di completare il quadro delle varianti diatopiche del tedesco e di studiarne le reti reciproche. In questa sede varrebbe però la pena di soffermarsi su alcuni aspetti di maggiore interesse per la sociolinguistica e la linguistica del contatto.

Per quanto riguarda la sociolinguistica, le registrazioni riportate e trascritte nel volume sono ricche di informazioni (non mediate ideologicamente da Schweizer!) sull'uso linguistico ("Qui ci sono poche persone che parlano cimbro. Molti bambini non imparano a capire la lingua cimbra [...] Molte vecchie parole sono andate perdute", p. 35) e sugli atteggiamenti linguistici espliciti e non ("la lingua in cui parlo è il *tàuc* ['tedesco', cfr. *Deutsch*], ma il cuore è italiano [nell'originale *beloș*, cfr. *Welsch*] ed è valoroso per il re e per il duce. Viva, viva!", p. 132). Per quanto frammentarie, tali informazioni risultano utili a chi cercasse di ricostruire la strutturazione e la successiva disgregazione del repertorio linguistico di questa comunità minoritaria in un momento cruciale della sua storia.

Forse maggiore è l'apporto che questi dati possono fornire a indagini sul contatto linguistico. Il *corpus* di dati è infatti sufficientemente ampio perché si possano svolgere indagini sistematiche sulla tipologia di interferenze ai diversi livelli di analisi del sistema linguistico. Oltre a fenomeni attesi e ben noti in letteratura, come ad esempio l'introduzione di segnali discorsivi e di articolazione del discorso (*alora kxoutar dar alte mann* 'allora disse l'uomo anziano', p. 118), di focalizzatori (*un anka de anderan* 'e anche gli altri' p. 56), di congiunzioni subordinanti (*perké er išt toat* 'perché è morto', p. 118), e di nomi relativi a sfere semantiche appartenenti alla cultura di maggioranza (*pikoli italjani*, p. 132), i dati registrano fenomeni più rari e molto interessanti in una teoria del contatto linguistico, come ad esempio *šiben tšento laúte* 'settecento persone', p. 35, con "smontaggio" del numerale complesso e ricostruzione bilingue dello stesso.

Sempre a Bruno Schweizer sono da attribuire anche le carte manoscritte che costituiscono il *corpus* del secondo volume oggetto di queste note (Schweizer, 2012). Lo *Zimbrischer und fersentalerischer Sprachatlas* documenta, proiettandoli nello spazio, tutti i dialetti tedeschi attestati storicamente entro le attuali province di Trento, Verona e Vicenza e che Schweizer denominava indistintamente "cimbro" (incluso dunque anche il mòcheno e altre isole tedescofone ora estinte). Si tratta di dati disomogenei, sia per il tipo dialettale e l'epoca di attestazione, sia per le fonti utilizzate, le quali vanno dalle inchieste dirette di Schweizer (1933-1943) a fonti documentali scritte, sino ad includere reperti toponomastici nei casi di varietà già estinte all'epoca di Schweizer. La situazione cartografata non riflette dunque un preciso momento in sincronia, come è tipico per gli atlanti linguistici, ma rappresenta, attraverso un'astrazione, un insieme di parlate poco o pochissimo documentate cercando di coglierne le relazioni sul piano diatopico.

L'Atlante di Schweizer a cura di Stefan Rabanus ha un duplice valore. Si tratta infatti di un documento storico restituito con accuratezza filologica anche nella scelta di riprodurre fedelmente il sistema di notazione e di simbologia dell'autore; rappresenta al contempo uno strumento moderno che, tramite i commenti redatti dal curatore, permette di mettere in relazione il lavoro di Schweizer con la cartografia esistente per l'area linguistica bavarese e tirolese, e con gli sviluppi più recenti della dialettologia e della linguistica storica. Sempre ad opera del curatore è l'ordine dato al materiale sulla base delle isoglosse tracciate da Schweizer e tenendo conto di altri lavori dello stesso autore, in particolare dell'imponente grammatica del cimbro (anch'essa edita di recente a cura di James Dow). Il lavoro rappresenta, in sintesi, un bell'esempio di micro-atlante regionale nel quale un'area linguisticamente marginale viene messa in interconnessione sia al suo interno sia con lo spazio linguistico più ampio del quale fa parte.

Come da tradizione, l'Atlante è organizzato nei settori di vocalismo, consonantismo, morfologia e lessico; è invece peculiare la scelta del germanico comune come sistema linguistico di partenza (invece dell'alto tedesco medio o antico), scelta motivata dal tentativo di Schweizer di collegare il cimbro direttamente al germanico, come si è detto sopra a proposito della cosiddetta ipotesi longobarda. Si tratta, come è consueto nella dialettologia tedesca, di carte a simboli, ciascuno dei quali rappresentante una delle varianti del fenomeno che dà titolo alla carta, ulteriormente raggruppati in base al colore, o più esplicitamente tramite isoglosse, in tipologie più ampie che, idealmente, rappresentano sullo spazio il mutamento linguistico nel tempo.

L'Atlante consta di 225 carte, le prime quattro delle quali con funzione di contestualizzazione geo-politica e storica, per il resto rappresentanti fenomeni linguistici recuperabili anche tramite una rete di rimandi interni e di collegamenti indicizzati. Completa l'opera una serie di riquadri di commento, comunque collegati ai dati dell'Atlante, nei quali si introducono nozioni di base della dialettologia e della linguistica (ad esempio "isoglossa", "struttura sillabica", ecc.), oltre a commenti più ampi atti a contestualizzare il lavoro di Schweizer ("il concetto di cimbro", "la teoria dell'origine longobarda", ecc.). Questo tipo di informazioni di carattere introduttivo, oltre al fatto che tutte le parti di testo sono disponibili sia in italiano che in tedesco, ha la funzione di rendere il materiale più facilmente accessibile ad un pubblico italiano e non specialista, in particolare ai membri delle stesse comunità linguistiche i quali non dispongono necessariamente di competenze nella lingua-tetto tedesca.

Fra i dati degni di nota che emergono dalla lettura delle carte di Schweizer vi è il perdurare di un confine che taglia il territorio approssimativamente in un'area nord-occidentale e in una sud-orientale. Si tratta di una ripartizione oggi forse poco significativa ma giustificabile in parte sulla base degli antichi confini fra Tirolo e Veneto e delle competenze vescovili (e di conseguenza dell'orientamento culturale), e in parte per i contatti commerciali e la praticabilità delle vie di comunicazione alpina. Forse il fenomeno linguistico più interessante, in quanto relativo a uno dei

tratti “bandiera” del bavarese, è l’isoglossa tra l’area di conservazione di *a* germanica (7 e 13 Comuni, Luserna e Carbonare) e la sua labializzazione (Valle del Fersina, Folgaria e San Sebastiano), in linea con il bavarese dal quale arrivano le spinte di innovazione.

Di taglio e finalità decisamente diversi rispetto agli altri due volumi discussi qui, è lo studio di Federica Cognola, frutto di un’ampia elaborazione della sua tesi dottorale discussa nel 2010 all’Università di Padova e dedicato alla sintassi del mòcheno. Oggetto dello studio, che si discosta decisamente dai metodi e dagli obiettivi della dialettologia tradizionale, è la variazione sintattica, in particolare relativamente all’opzionalità degli ordini OV/VO e al parametro *Verb-Zweit*. La spiegazione che si offrirebbe più immediatamente per interpretare i dati, nel contesto di una lingua di minoranza, è quella del contatto linguistico, integrata dall’ipotesi cosiddetta della “doppia base” secondo la quale la variazione sintattica sarebbe generata dall’interagire di due grammatiche nella competenza del parlante. Entrambe le ipotesi sono respinte in ultima analisi dall’A., la quale sostiene invece che tutti gli ordini sintattici accettabili in mòcheno sono in realtà spiegabili all’interno di una sola grammatica; lo scopo del lavoro diventa dunque riuscire a definire quale sia la grammatica da ritenere effettivamente valida. In particolare, ad esempio, la ricerca si propone di chiarire quali siano i caratteri costitutivi del tipo di sintassi V2 che meglio rappresentano il mòcheno, così come i tipi di pronomi soggetto e la loro distribuzione in relazione alle diverse possibilità di organizzazione sintattica e pragmatica, e alla possibilità di avere strutture Pro-drop.

La ricerca, articolata su sette capitoli, si basa su di un *corpus* di dati di notevoli dimensioni, considerata l’esiguità della comunità parlante (il campione è di 48 soggetti di età diversa e rappresentativi di tre varietà diatopiche di mòcheno) seppure limitato a *task* molto focalizzati, sui quali si può forse nutrire qualche perplessità metodologica (soprattutto nel caso di competenza linguistica “fragile”), ma del tutto coerenti con l’approccio seguito dall’A. Le traduzioni di una batteria di frasi e i giudizi di grammaticalità di frasi stimolo forniti da ciascuno degli informatori sono comunque disponibili in Appendice per eventuali ulteriori verifiche da parte del lettore.

Senza entrare negli aspetti più tecnici del lavoro di Federica Cognola, vorrei soffermarmi su alcuni risultati di rilevanza più generale per lo studio di parlate analoghe al mòcheno, sia per il metodo applicato sia per le conclusioni alle quali giunge l’A. Tra i più interessanti, anche per le conseguenze che tale analisi ha sulla classificazione del mòcheno come lingua V2 o meno e per i possibili parallelismi con altri dialetti tedeschi a contatto col romanzo (cimbri, walser, ma anche dialetti sudtirolesi) è il terzo capitolo, dedicato alla sintassi dei pronomi soggetto, alla base del quale sta la classificazione degli stessi in tre tipi (forti, deboli e clitici), applicando test volti a determinarne la distribuzione e le proprietà morfosintattiche. Vengono così corrette, o comunque precisate, le analisi non sempre soddisfacenti della tradizione dialettologica su questo settore cruciale della sintassi. Inoltre, l’estensio-

ne della ricerca a tutte le varietà di mòcheno ha anche permesso di rendere conto di molti casi di variazione incanalandoli nell'alveo della variazione diatopica, ricostruendo con grande accuratezza sistemi grammaticali prossimi fra loro ma sostanzialmente autonomi e internamente coerenti. In conclusione, il sistema grammaticale del mòcheno non coinciderebbe né con quello delle varietà romanze a contatto (o almeno non con quelle contemporanee), né con quello del tedesco, standard o dialettale, presentando invece tratti di evidente originalità, e almeno in parte paralleli a caratteristiche strutturali dell'italiano antico. Ciò vale ad esempio per la sintassi *Verb-Zweit* ma in parte anche per il parametro Pro-drop, le restrizioni del quale riflettono un sistema molto diverso sia dall'italiano sia dai dialetti trentini a contatto.

L'approccio dell'A. è strettamente (e dichiaratamente) sincronico, per cui, pur considerando la variazione e rendendone conto, questa viene ricondotta tutta entro i confini di una (e una sola) grammatica, forse sottovalutando il potenziale evolutivo della variazione stessa. Anche per quanto riguarda il contatto linguistico, l'A. è probabilmente un po' troppo sbrigativa nel volerne sminuire il ruolo, mentre non mancano aspetti di potenziale interesse per la linguistica del contatto, soprattutto in prospettiva storica. Di grande stimolo per ulteriori ricerche in questo ambito sono infatti sia le acute e non banali osservazioni sulle analogie del mòcheno con le varietà medievali delle parlate romanze a contatto (ma non con le varietà moderne delle stesse), sia le riflessioni che ne conseguono sulla natura selettiva dei processi di contatto, favoriti nel caso di parallelismi strutturali profondi fra le lingue, superando una visione spesso troppo banalizzante di questi fenomeni.

[Silvia Dal Negro]

CAPARRINI, Marialuisa, *Die deutsche Bearbeitung der Epistula Anthimi de observatione ciborum. Edition und Kommentar*, Kümmerle Verlag, Göppingen 2011 [Göppinger Arbeiten zur Germanistik 760], pp. 131, ISBN 978-3-86758-015-1, € 26.

Il libro di Marialuisa Caparrini mette a disposizione dei filologi e degli storici della scienza medievale l'edizione e uno studio approfondito della versione tedesca della *Epistula Anthimi de observatione ciborum*.

L'opera e il suo autore vengono presentati nel cap. II (pp. 10-23): si tratta di uno scritto latino di dietetica in forma epistolare risalente al VI sec. e attribuito al medico bizantino Antimo (ed. Liechtenhan 1963). Egli visse probabilmente all'epoca di Teoderico il Grande, per conto del quale avrebbe svolto missioni presso il re dei Franchi Teodorico I. Poiché il trattato è dedicato a quest'ultimo, è verosimile che l'opera sia stata composta tra il 511 e il 534, periodo del regno di Teodorico I a Metz, come propongono Valentin Rose (1870: 43ss.) e Mark Grant (1996: 14ss).

Il trattato presenta caratteristiche di tre generi testuali: l'epistola, che funge da cornice stilistica, il trattato dietetico vero e proprio, e il ricettario di cucina. La parte di dietetica rientra nella tradizione dei *regimina sanitatis*; si compone di una prefazione e di 94 capitoli, ognuno dedicato a un cibo diverso, di cui si descrivono proprietà curative e nutritive, eventuali controindicazioni e modalità di preparazione. In alcuni casi la cottura dei cibi è descritta in modo così dettagliato che ne risultano delle ricette vere e proprie; ciò dimostra che i ricettari di cucina e i trattati medici erano difficilmente scindibili. Nel complesso emerge un quadro delle abitudini alimentari dei Franchi, a cui il testo è rivolto, e non delle popolazioni mediterranee.

Il trattato è interessante anche per le sue particolarità linguistiche: nonostante l'autore fosse grecofono, la sua opera è in latino, lingua di cui Antimo probabilmente apprese la varietà volgare parlata a Ravenna. Nel testo i termini tecnici della medicina e della dietetica sono spesso di origine greca, a testimonianza dell'origine della formazione scientifica di Antimo. Avendo operato presso la corte ostrogota, l'autore fa uso anche di numerosi prestiti germanici.

Una panoramica della dietetica nel medioevo è offerta invece nel cap. I (pp. 1-9). Sfruttando sia studi su trattati simili, sia opere enciclopediche di storia della medicina e di storia dell'alimentazione, Caparrini introduce la teoria umorale, ci ricorda l'importanza delle Scuole di Salerno e di Toledo per le loro traduzioni di trattati arabi, e presenta il genere dei *regimina sanitatis*, oggetto dei quali sono le *sex res non naturales*, tra cui *cibus et potus*.

Il cap. III (pp. 30-49) si occupa dell'aspetto codicologico. I nove testimoni latini, datati tra il IX e il XVII sec., sono elencati al par. III.1; segue al par. III.2 la descrizione dei due testimoni della versione tedesca: il cod. a VI 10 (= S, *Stiftsbibliothek St. Peter Salzburg*, ff. 79r-81r; prima metà del XV sec.) e cod. 2898 (= W, *Österreichische Nationalbibliothek Wien*, ff. 77va-80rb, seconda metà del XV sec.), entrambi redatti in bavarese. La volgarizzazione è stata affrontata finora solo da Weiss Adamson 1995 (= WA), che ha trascritto il testimone W e ne ha studiato i contenuti.

Il par. III.3 dedica ampio spazio alla dimostrazione che i due testimoni sono redatti nella varietà bavarese-austriaca, confermando così quanto già proposto da Menhardt 1960 e Hayer 1982 nella loro descrizione dei codici. I manoscritti S (pp. 30-37) e W (pp. 38-43) presentano caratteristiche simili: mentre dal punto di vista consonantico il bavarese è facilmente riconoscibile dagli esiti di seconda rotazione e dalle oscillazioni tra /b/ e /w/, il vocalismo è complesso a causa della mancanza di monottongazione e soprattutto degli esiti particolari di dittongazione e relativa resa grafica che possono far insorgere incertezze. Ad es. a p. 31 (quarta riga), si sarebbe dovuto indicare l'esito di dittongazione di /i:/ con /ae/, ovvero <ei>, come già specificato a p. 30, invece che con /ei/; lo stesso a p. 38 relativamente all'altro codice. Oltre ai principali strumenti di analisi fono-grafematica del bavarese consultati da Caparrini (Moser, Kranzmayer, Paul, Reiffenstein), avrebbero aiutato a precisare il quadro gli studi di Peter Wiesinger (per es. Wiesinger 1996 o Wiesinger 1971, ed

eventualmente anche Schirmunski 2010, edizione rivista da Wiesinger, invece di quella del 1962 utilizzata dall'A.). Per collocare il dialetto dei due codici è corretto valutarne anche gli aspetti morfologici (come la desinenza *-ent* nei verbi al presente, terza persona plurale, o il suffisso diminutivo *-el*), mentre fra gli esempi di varietà lessicali indicati alle pp. 37 e 43 sono tipici del tedesco superiore *weichselen* 'ciliegia', *spenling* 'prugna' e *chiczlein* 'capretto', ma non (*c*)*zwifal* 'dubbio', qui attestato con i tipici tratti fonografemati del bavarese, ma diffuso in tutta l'area tedesca.

Il cap. III (par. III.4) si conclude con un dettagliato confronto contenutistico tra i due codici, e tra questi e il testo latino, da cui si trae la conferma, come già proposto da Baader/Keil 1982, che la versione tedesca sia da considerare una rielaborazione del testo latino, invece che una traduzione, poiché ne riporta i contenuti, ma in forma diversa, con aggiunte, tagli e modifiche. Anche se W non può essere un diretto discendente di S, i due testimoni derivano sicuramente dallo stesso archetipo (p. 49).

Del testo tedesco non esiste un'edizione critica; la lacuna viene colmata da Caparrini con un'edizione sinottica (cap. IV), prima di tutto dei due codici S e W (par. IV.2, pp. 53-79), il cui confronto – e per W anche il confronto con WA – permette di formulare le congetture; poi dei due testi tedeschi già emendati, posti su due colonne nella pagina destra, con il modello latino (edizione Liechtenhan 1963) nella pagina sinistra (par. V.1, pp. 80-111).

L'edizione sinottica di S e W non richiede frequenti interventi da parte della studiosa: come si evince dai principi editoriali (par. IV.1, pp. 50-52) e dall'apparato critico, nei due testimoni le lacune e gli errori sono sporadici; spesso il lavoro ecdottico consiste nel completare le abbreviature, uniformare la grafia o accogliere le correzioni già operate dal copista. A volte vi sono discordanze di lettura tra Caparrini e WA, anch'esse sempre segnalate in apparato.

La duplice edizione sinottica è seguita da un utile commento (par. V.2, pp. 112-121) che illustra le differenze tra il modello latino e le due versioni tedesche: alcuni capitoli sono disposti in ordine diverso, ma considerevole risulta soprattutto la riduzione dei contenuti (74 capitoli in S e 73 in W invece dei 94 dell'edizione latina). L'elenco degli argomenti del trattato latino, già proposto alle pp. 13-14 nel par. II.2, viene qui ripreso alle pp. 112-115 in forma schematica e completata con i singoli capitoli di S e W, da cui emergono le suddette differenze. Interessanti sono anche i tagli operati dall'estensore tedesco all'interno dei singoli capitoli, dovuti probabilmente a più fattori: potrebbe essere mancata la comprensione del latino, oppure certi temi, come la descrizione di alcune usanze alimentari dei Franchi, potrebbero essere stati giudicati obsoleti. Inoltre si nota l'omissione dei termini gotici ormai non più comprensibili, come nel caso del capitolo sulle leguminose, in cui scompare *fe-nea* corrispondente al greco *alfita* e al latino *polenta*.

Il lavoro svolto da Caparrini aggiunge un importante tassello alla storia della trattatistica tedesca medievale ed è da apprezzare soprattutto per aver reso noto e analizzato un manoscritto inedito di questa importante testimonianza culturale.

[Elena Di Venosa]

Bibliografia citata:

- Baader, Gerhard / Keil, Gundolf (Hgg.), 1982, "Einleitung". In: *Medizin im mittelalterlichen Abendland*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Grant, Mark, 1996, *Anthimus, De observatione ciborum'. On the Observance of Foods*, transl. and ed. by Mark Grant, Totnes, Devon, Prospect Books.
- Hayer, Gerold, 1982, *Die deutschen Handschriften des Mittelalters der Erzabtei St. Peter zu Salzburg*, Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Liechtenhan, Eduard, 1963, *Anthimi De observatione ciborum ad Theodoricum regem Francorum epistula*, iteratis curis edidit et in linguam germanicam transtulit E. Liechtenhan, (CLM VIII 1), Berlin, Academiae Scientiarum.
- Menhardt, Hermann, 1960, *Verzeichnis der altdutschen literarischen Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek*, Berlin, Akademie Verlag.
- Rose, Valentin, 1870, *Die Diätetik des Anthimus an Theuderich könig der Franken*. In: *Anecdota Graeca et Graecolatina*, Mitteilungen aus Handschriften zur Geschichte der griechischen Wissenschaft, Berlin, F. Duemmler, 2. Heft: 41-102.
- Schirmunski, Viktor, 2010, *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten*. Herausgegeben und kommentiert von Larissa Naiditsch. Unter Mitarbeit von Peter Wiesinger, Frankfurt am Main et al, Peter Lang.
- Weiss Adamson, Melitta, 1995, *Medieval Dietetics. Food and Drink in Regimen Sanitatis Literature from 800 to 1400*, Frankfurt am Main et al., Peter Lang.
- Wiesinger, Peter, 1996, *Schreibung und Aussprache im älteren Frühneuhochdeutschen*, Berlin, De Gruyter.
- Wiesinger, Peter, 1971, "Die frühneuhochdeutsche Schreibsprache Wiens um 1400". *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 93: 366-389.

CERRUTI, Massimo / CORINO, Elisa / ONESTI, Cristina (a cura di), *Formale e informale. La variazione di registro nella comunicazione elettronica*, Carocci, Roma 2011, pp. 224, ISBN 978-88-430-6131-0, € 22.

Formale e informale. La variazione di registro nella comunicazione elettronica s'inserisce in un recente filone di studi focalizzato sulle tipicità della moderna comunicazione mediata dal computer, il cui spiccato ibridismo diamesico e diafasico risulta di singolare interesse per il linguista. Il volume comprende, oltre a contributi appositamente ideati, interventi esposti nelle due Giornate di studio *Scritto e parlato, formale e informale. La comunicazione mediata dalla rete* (Università di Torino, 29-30 ottobre 2010) che facevano parte del progetto di ricerca VALERE (Varietà Alte di Lingue Europee in Rete).

Nel saggio che inaugura il volume, "Registri, generi, stili. Alcune considerazioni su categorie mal definite", Gaetano Berruto affronta il problema della dispersio-

ne, insieme terminologica e concettuale, della nozione di registro, quanto mai, in sociolinguistica, sfumata e fluttuante. Muovendosi da par suo “su un terreno molto friabile, in cui i fatti e le categorie che vogliono coglierli tendono facilmente ad accavallarsi e confondersi” (p. 15), l'autore offre un ricco catalogo delle differenti accezioni di registro in uso nella linguistica tedesca, francese, angloamericana e italiana. Di quest'ultima viene messa in evidenza la peculiarità in tema di diafasia. Se, infatti, nell'odierna linguistica si tende ad adottare un'ampia prospettiva dove 'registro' indica sostanzialmente ogni varietà situazionale, in ambito italiano è invalso un approccio più restrittivo, elaborato dallo stesso Berruto, che articola la dimensione diafasica in due sottodimensioni: la *variazione di registro*, determinata dal ruolo degli interlocutori e dal grado di formalità della situazione, e la *variazione di sottocodice*, determinata dall'argomento del discorso e dalla sfera di attività in cui il discorso si situa. Dopo una vasta panoramica, tesa a discutere i concetti di stile, genere e tipo di testo, che capita sovente di vedere sovrapposti alla nozione di registro, Berruto mette in ordine le varie categorie censite disponendole lungo un percorso che va da un livello genericamente culturale ed etnografico a un livello propriamente linguistico. Nello specifico, secondo la tripartizione da lui proposta, il genere, costruito etnoculturale, può comprendere più tipi di testo che, a loro volta, hanno una data caratterizzazione in termini di registro, costruito sociolinguistico. Pertanto, “una lingua ha vari registri, ma una lingua non ha generi; mentre è una società e cultura ad avere vari generi (e non registri)” (p. 31).

Segue “Variazione di sottocodice”, in cui Giovanni Rovere illustra una concezione aggiornata e dinamica dei sottocodici, varietà di cui confuta la monoliticità e a cui riconosce, per contro, un forte dinamismo comunicativo. Viene smentita, innanzitutto, la monosemia sistemica, detta anche univocità, dei tecnicismi, che di fatto sono spesso polisemici e per i quali si offrono, non di rado, alternative sinonimiche. L'autore precisa che sinonimie e polisemie, lungi dall'essere “accidenti di percorso sulla via verso la (bi-)univocità” (pp. 42-43), rappresentano fenomeni del tutto regolari che inscrivono i sottocodici nel normale quadro di variabilità della lingua. Passa poi a evidenziare i due tratti distintivi che più genuinamente siglano i sottocodici. Il primo è la crescente vitalità terminologica, connessa al progresso tecnico-scientifico e alla continua settorializzazione delle attività e dei saperi: sotto questo punto di vista, “i sottocodici non hanno solo una funzione denominativa nei riguardi di dati tecnici preesistenti” (p. 41), ma contribuiscono attivamente a plasmare, sul piano terminologico e concettuale, la disciplina o settore di riferimento. Il secondo tratto caratterizzante è l'efficienza comunicativa, che si esplica nella costante ricerca di un equilibrio ottimale tra sforzo per il contenimento del significato (o propensione all'economia) ed esigenza della massima precisione referenziale.

Alla riflessione teorica sulla diafasia si dedica anche Bruno Moretti, che nel suo denso e autorevole contributo, “I fondamenti del formale”, recupera in chiave sociolinguistica una nozione centrale della linguistica generativa qual è quella della creatività dei parlanti. Lo studioso s'interroga, segnatamente, sui principi costitutivi

delle varietà formali, sostenendo che un tale ambito di ricerca rappresenta una visuale privilegiata per comprendere la genesi e il funzionamento della competenza e creatività sociolinguistica. Partendo dal presupposto che “nessuno è parlante nativo delle varietà formali” (p. 61) e che, analogamente alle gerarchie implicazionali individuate nell’acquisizione di lingue seconde, esiste, nello sviluppo della competenza diafasica nativa, un ordine per cui il formale presuppone l’informale e non viceversa, Moretti osserva che le varietà formali si determinano – quasi saussurianamente – in rapporto alle altre varietà del repertorio linguistico. In particolare, le varietà alte in diafasia si sviluppano attraverso un processo di “costruzione negativa” (p. 65) che consiste nel distanziamento dal parlato quotidiano informale e nell’evitare i tratti percepiti come troppo marcati in diatopia. Al contempo, il formale comporta un avvicinamento alle varietà scritte, alle varietà diastratiche alte e allo standard, una preferenza per forme arcaiche, nonché l’adozione di strategie di cortesia negativa.

Il successivo lavoro, dal titolo “Oscillazioni di informalità e formalità. Scritto, parlato e rete”, di Carla Bazzanella, completa la cornice teorica delineata dagli apporti di Berruto, Rovere e Moretti e inaugura come una seconda parte del volume indirizzata all’analisi della variazione diafasica nella comunicazione mediata dal computer. L’autrice evidenzia la natura “a tratti misti” della comunicazione elettronica, che si caratterizza per un “intreccio multiplo di polarità” (p. 71), specialmente per la co-occorrenza di tratti collocabili ai due poli dell’asse diafasico, oltre che diamesico. Da un lato, tali commistioni sono l’inevitabile prodotto del coacervo di generi presenti nella rete, che condizionano, ciascuno con il loro formato, le modalità d’uso della lingua (variazione intergenere); dall’altro, esse sono rilevabili anche all’interno di uno stesso genere (variazione intragenere), come nel caso delle chat, dove la prevalente informalità non esclude innalzamenti di registro. Il tema dell’ibridismo linguistico nella comunicazione elettronica, visto in rapporto sia agli scivolamenti consapevoli verso l’informalità tipici di certi generi formali (dibattiti politici, seminari universitari, ecc.) sia alla crescente tendenza, anche quando si scrive, a utilizzare un unico registro indifferenziato, costruito sul modello del parlato colloquiale, induce la studiosa a riflessioni sulla competenza pragmatica dentro e fuori dalla rete.

Con “Le voci nel testo digitale. Il caso del quoting”, Elena Pistolesi esamina il peculiare fenomeno della citazione o quoting in un corpus di post inviati al forum del quotidiano *La Repubblica*. Il quoting, incoraggiato dall’alto grado di manipolabilità del testo elettronico ed emblema della “natura intrinsecamente dialogica della scrittura digitale” (p.84), rappresenta, come spiega la studiosa, la tecnica argomentativa tipica della e-mail e dei suoi derivati (forum, newsgroup, mailing list): in specie, consiste nel rispondere a un post precedente citandone, integralmente o in parte, il testo, che il rispondente procede poi a supportare – “*quotare* nel forum viene usato come sinonimo di *sottoscrivere*, *approvare*” (p. 95) – o a contraddire e che costituisce, quindi, l’elemento strutturante della replica. Tale sistematica ripresa

della parola altrui, utile anche come sostegno mnemonico per seguire l'evolversi della discussione e come modalità esplicita di selezione dell'interlocutore, fa della comunicazione elettronica un caso significativo di "conversazione scritta, articolata *a posteriori* in più turni" (p. 89). Più in generale, "con la comunicazione mediata dal computer la scrittura si è aperta al dialogo" (p. 87), dando vita a forme pragmaticamente interessanti di intertestualità polifonica, di scrittura conversazionale marcatamente interattiva.

Complementare al precedente è il lavoro di Giuliana Fiorentino, "Informe informale. Le amicizie in rete", dove si esaminano gli aspetti diafasici, oltre che sociologici, dell'interazione sincrona via chat in siti per single che vogliono conoscersi. L'autrice rileva l'emergere di una scrittura "informe" sotto il profilo dell'organizzazione degli enunciati, trascurata sul piano ortografico, quasi priva di punteggiatura – sostituita spesso dal cambio di turno –, ricca invece di fatismi, interiezioni, impasti (para)dialettali e plurilinguistici, tratti tipici dell'italiano popolare, nonché di inevitabili errori di battitura (aspetti riassunti sotto l'etichetta baumaniana di "scrittura liquida"). La Fiorentino fornisce quindi una perspicua tassonomia dei tipi o livelli di informalità nel discorso mediato dal computer distinguendo, intanto, tra "informalità di tipo più generale" (p. 120), riflesso dell'uso medio e colloquiale di una lingua orale che diventa prepotentemente scrittura, e "informalità specifica del medium" (p. 120), legata alla rapidità e all'intento eminentemente fatico delle conversazioni via chat, che portano a una totale incuria ortografica fino a dar luogo a "non parole". Distingue inoltre fra: a) informalità nello stile e nella forma linguistica, che talora è interpretabile come adesione consapevole allo "stile allegro della scrittura" (p. 116) richiesto dalla rete, talaltra, piuttosto, come l'unica modalità praticabile data la scarsa competenza linguistica e pragmatica degli scriventi; b) informalità di contenuti, orientati sulla quotidianità; c) informalità pragmatica, cioè disinvoltura negli approcci – il *tu*, per esempio, è il pronome allocutivo di *default* – e nelle mosse interazionali, senz'altro agevolata dall'assenza delle pressioni sociali tipiche dell'interazione faccia a faccia.

Con lo studio di Sandra Campagna, dal titolo "Variazioni stilistiche nel giornalismo partecipativo. I lettori commentano l'*Economist*", l'analisi si estende alla comunicazione elettronica in lingua inglese. L'autrice osserva, innanzitutto, che la notevole fluidità e mutevolezza della rete non consentono una definizione unitaria dei generi in essa presenti. Il caso specifico qui affrontato è il blog – costellazione di generi più che genere singolo –, in particolare quello dell'*Economist*, dove i lettori hanno la possibilità di commentare gli editoriali pubblicati online, fenomeno ormai ampiamente diffuso nei siti di tutti gli organi d'informazione e noto come "giornalismo partecipativo" (*participatory journalism*). Attraverso i loro post, i blogger dell'*Economist* intrattengono, fra sé stessi e con l'editore, un poliedrico gioco linguistico in cui fanno ricorso "a stilemi comunicativi ad ampio spettro" (p. 144): la formalità di riferimenti ricercati, di argomentazioni impersonali, metafore, allusioni e ironie s'intreccia a momenti d'informalità legati, tipicamente, all'uso di interrogati-

vi polemici e a digressioni personali con funzione di testimonianza individuale a sostegno delle opinioni espresse. Insomma, nonostante la libertà stilistica normalmente propria dei blogger e rispetto al profilo, di solito diafasicamente basso, della comunicazione elettronica, il blog dell'*Economist* si connota per un'impronta linguistica più sofisticata, con toni da 'contro editoriale', ereditati dalla versione cartacea della rivista, che del blog rappresenta il "proto genere" (p. 137).

Nel lavoro a più mani di Claudia Borghetti, Sara Castagnoli e Marco Brunello, "I testi del web. Una proposta di classificazione sulla base del corpus PAISÀ", l'interesse per gli aspetti diafasici del discorso elettronico si lega alla descrizione di PAISÀ (Piattaforma per l'Apprendimento dell'Italiano Su corpora Annotati), corpus di testi in italiano scaricati dal web. Dopo essere stati opportunamente ripuliti, i testi – per lo più blog tendenzialmente formali – sono stati sottoposti a due tipi di annotazione, linguistico/morfosintattica e concernente i metadati. Il fatto che l'annotazione linguistico/morfosintattica sia stata eseguita agevolmente, pur se effettuata con strumenti addestrati su corpora più tradizionali – soprattutto di prosa giornalistica – rivela, come viene sottolineato, che "i testi contenuti in PAISÀ si caratterizzano per una netta prevalenza dell'uso tipicamente scritto della lingua italiana standard, non distante da quella utilizzata al di fuori del web" (p. 152). Al contrario, l'annotazione dei metadati, cioè la specificazione dell'argomento, dell'intenzione comunicativa e del genere testuale, è risultata più problematica per l'"imprevedibilità della lingua del web che appare creativa in relazione a tutti gli elementi della testualità (p. 155), ovvero per la "natura molteplice" (p. 159) e l'"intrinseca valenza multifunzionale" (p. 160) di gran parte dei documenti web. Quanto all'annotazione del genere in PAISÀ, "la prima dettagliata per corpora di italiano di dimensioni paragonabili" (p. 162), sono stati individuati due livelli: ad esempio, *Fiction* è un genere di primo livello che comprende *Prosa*, *Poesia* e *Sceneggiatura*, generi di secondo livello. Infine, in linea con le considerazioni di Sandra Campagna, gli autori descrivono il blog non come un genere di primo o secondo livello, ma come "un formato, un contenitore in cui possono essere pubblicati tutti i generi individuati" (p. 164) e che, contrariamente a quanto si è soliti affermare, si caratterizza non per l'informalità della lingua, quanto piuttosto per uno specifico layout.

Il volume si chiude con tre contributi dedicati alla variazione di registro nei gruppi di discussione telematica o newsgroup. L'analisi è condotta sulla *suite* plurilingue di corpora NUNC (*Newsgroups UseNet Corpora*), sviluppata da Manuel Barbera e Carla Marengo presso l'Università di Torino. Il primo dei tre contributi, di Luca Cignetti, s'intitola "Note sull'impiego dei segni di interpunzione nella comunicazione mediata dal computer. Forme e funzioni del segno di virgoletta nel corpus NUNC". L'autore esamina gli specifici valori d'uso del segno di virgoletta nei newsgroup mettendoli a confronto con quanto si verifica nella scrittura prototipica. Il dato complessivo che emerge è che "trovano riscontro nel NUNC sostanzialmente tutte le tipologie d'impiego della scrittura prototipica, ma con differenze notevoli per quanto riguarda la frequenza d'uso" (p. 178). Da una parte, si rileva il frequente

impiego polifonico delle virgolette come marca di discorso diretto, espediente solitamente finalizzato a rendere più efficace o a drammatizzare la narrazione e che avvicina i newsgroup a certi tipi di scritto, come la narrativa e la prosa giornalistica. Dall'altra, l'abbondanza di virgolette con funzione di distanziamento, cioè contrassegnanti il valore traslato di una certa porzione di testo, riconduce a varietà di scrittura trascurate o "poco controllate come quella degli apprendenti, dove l'imperfetta padronanza del mezzo porta a un ricorso eccessivo a forme di mitigazione" (p. 180). Inoltre, poiché le virgolette di distanziamento svolgono una funzione analoga a quella di distanziatori verbali espliciti come *cosiddetto* o *si fa per dire*, la loro presenza rende la lingua di NUNC affine al parlato dialogico, dove tali forme di mitigazione sono abbastanza frequenti. La rarità di usi quali le virgolette indicanti termini di sottocodice evidenzia la "distanza del corpus NUNC da varietà più formali e controllate come quelle dei testi scientifici o della manualistica disciplinare" (p. 179). Tipico dei newsgroup è invece l'impiego delle virgolette per demarcare l'operazione di quoting. La lingua dei newsgroup, dunque, si distanzia sensibilmente dallo scritto accademico formale, orientandosi sia verso il parlato dialogico, sia verso scritti connotati da maggiore immediatezza (narrativa, prosa giornalistica) o poco sorvegliati, rivelando, ancora una volta, il carattere composito della comunicazione elettronica.

In "Lessico e variazione di registro. Un confronto tra i corpora NUNC, LIP e Athenaeum", di Elisa Algozino, si fornisce una dettagliata caratterizzazione di registro, a livello lessicale, dei newsgroup raccolti nel corpus NUNC, visti in relazione alle componenti più informali del LIP (De Mauro *et al.*, *Lessico di frequenza dell'italiano parlato*, 1993) e alla formalità di Athenaeum, corpus di italiano scritto accademico costruito con testi prodotti dall'Università di Torino. L'autrice sceglie quattro diversi indicatori lessicali della variazione di registro. Innanzitutto, partendo dal vocabolario di base (De Mauro 2000), considerato di registro medio, individua, tramite dizionari e lessici di frequenza, sinonimi formali e informali. Successivamente, sulla base delle serie di sinonimi così costruite, misura l'occorrenza dei termini informali, medi e formali nei tre corpora presi in esame. Il risultato è che, in un quadro di generale prevalenza del registro medio, il NUNC mostra "una scarsa caratterizzazione in termini di registro" (p. 199), con una sostanziale equivalenza dei termini formali e informali. Un altro indicatore considerato è la variazione lessicale (rapporto type-token), che risulta molto scarsa nel NUNC, scarsa nel LIP e ampia in Athenaeum: l'analisi di questo parametro rivela dunque, per NUNC, "una chiara preferenza nei confronti dell'informalità" (p. 199). Si analizza poi la densità lessicale (rapporto parole piene-token), più bassa nel LIP, ma simile in NUNC e Athenaeum, "che presentano evidenti caratteristiche di lingua scritta (grado di formalità più alto)" (p. 196). L'ultimo indicatore utilizzato dall'autrice è il rapporto fra nomi, frequenti, per lo più, nello scritto tendenzialmente formale, e verbi, di solito più presenti nel parlato tendenzialmente informale. Sotto questo riguardo, i newsgroup su temi quali la scienza, la politica o la giustizia (NUNC-A) presentano valo-

ri simili ad Athenaeum, mostrando quindi un grado medio-alto di formalità, mentre le cifre ottenute per i newsgroup su temi di svago (NUNC-B) sono simili a quelle del LIP, con un grado medio-basso di formalità. Nel complesso, i risultati di questo contributo confermano la tendenza alla co-occorrenza di marche di registro diverso come peculiarità distintiva della comunicazione mediata dal computer. Quanto all'argomento, invece, di solito considerato uno dei principali responsabili dell'innalzamento o abbassamento di registro nella comunicazione elettronica, esso non risulta influire in maniera decisiva sulla variazione di registro all'interno del corpus NUNC, fatta eccezione per il rapporto nomi-verbi.

“Annotazioni sulla sintassi dell'italiano di registro alto nei newsgroup”, di Adriano Allora, mette a confronto, infine, i succitati corpora NUNC-A (formale), NUNC-B (informale) e Athenaeum (formale) in un'analisi tesa a esplorare la variazione di registro a livello sintattico, con speciale attenzione per l'influenza esercitata sulla produzione linguistica dal canale e dal campo. Il fenomeno più diffuso nei tre corpora è la coordinazione: in particolare, l'autore rileva una significativa somiglianza 'di canale' fra NUNC-A e NUNC-B relativamente alle frequenze dei principali coordinatori. L'influenza 'di campo' sembra invece prevalere nel caso della subordinazione, rispetto alla quale “NUNC-A e Athenaeum sono più simili tra loro di quanto lo siano NUNC-B e NUNC-A” (p. 212). Una certa somiglianza 'di campo' fra i due corpora più formali emerge anche nel caso dei segnali discorsivi. L'autore conclude prendendo in considerazione la sintassi marcata (scisse, pseudoscisse, *c'è* presentativo, *è* presentativo, *perché* iniziale di enunciato), che risulta massicciamente presente in NUNC-A, come se quest'ultimo corpus “assumesse finalmente un profilo proprio, attingendo all'informalità concessa dal canale, sulla spinta di esigenze comunicative forti indotte dal campo” (p. 218). Anche questo contributo, pertanto, non manca di evidenziare la natura linguisticamente “fluida” (p. 220) dei newsgroup, della quale si può dar conto chiamando in causa ragioni sia legate al canale, sia legate al campo, una duplicità che di fatto impedisce “di definire un parametro di riferimento prioritario” (p. 219) e rende necessario un ripensamento del concetto stesso di grado di formalità di un testo.

In *Formale e informale*, insomma, riflessioni di rilevante spessore teorico sul tema, assai complicato, della variazione diafasica, fanno da cornice a stimolanti indagini che configurano la comunicazione elettronica (il Netspeak di David Crystal) come un variegato insieme di modalità d'uso della lingua contraddistinte da sistematici e talora indiscriminati intrecci di polarità tanto sul piano diafasico quanto su quello diamesico. Modalità, inoltre, fondamentalmente inclini allo scambio interattivo, a una dialogicità in tempo reale (nelle chat) o articolata *a posteriori* (si pensi al quoting nei forum) propria dell'oralità che si fa scrittura e della scrittura che si 'conversazionalizza'. Al lettore viene offerto, così, un puntuale profilo sociolinguistico del 'digitato' che sollecita ulteriori esplorazioni.

[Raffaele Zago]

COCCO, Francesca, *L'italiano dei cruciverba*, Carocci, Roma 2012, pp. 96, ISBN 978-88-430-6518-9, € 11.

Se dovessimo inviare nello spazio due sole cose a testimoniare ciò che l'uomo può raggiungere con la sua intelligenza – ha detto un giorno un famoso linguista – faremmo bene a scegliere la lettera contenente la congettura di Goldbach e una copia de *La Settimana Enigmistica*. Una *boutade*, certo, che però ha il pregio di inquadrare da una parte la massima espressione, frammista all'intuizione, della mente matematica; dall'altra, inevitabilmente, richiama l'abilità con cui può e deve essere impiegata, per gioco e perciò con grande perizia, la lingua. Di questo, in senso lato, si occupa il volumetto orientativo di Francesca Cocco, che affronta l'italiano dell'enigmistica volgendo lo sguardo al cruciverba, vale a dire a quello che in Italia come altrove ne è il gioco più *popolare* (nell'accezione quotidiana e “tecnica”, cui accennerò a brevissimo). La Bussola si articola in cinque capitoli (*Introduzione all'enigmistica*, *Il cruciverba*, *Le definizioni: per una tipologia sintattica*, *Definizione e soluzione: aspetti semantici* e *Le parole dei cruciverba*) e una stringata conclusione.

Nell'introduzione ci viene subito proposta la dicotomia tra enigmistica popolare (da edicola, con preponderanza delle parole crociate) e enigmistica classica (che privilegia invece indovinelli e altri componimenti rigorosamente dilogici e anfibolici, crittografie e rebus): per i cultori della seconda sarebbe quasi da sprezzare la prima, in quanto troppo facile, poco misteriosa, poco enigmistica, appunto. Tuttavia, esaurita la breve parentesi storica sul *crossword puzzle* e sulle sue esportazioni fuori dai natii Stati Uniti, il percorso lungo cui l'autrice ci conduce è capace di rivelare anche interessanti parallelismi tra la cosiddetta classica e la popolare.

Le strutture sintattiche delle definizioni, di cui peraltro si era già occupato Greimas (1974), sono divise in frastiche, superfrastiche e subfrastiche. Le prime “hanno la struttura della frase semplice; pertanto, si presentano con un soggetto, un predicato ed eventuali espansioni” (p. 34), e la parola-soluzione è contenuta nella definizione sotto forma di anafora, generalmente ottenuta tramite un pronome (oggetto o più raramente possessivo). Le definizioni superfrastiche sono quelle “definizioni sintatticamente superiori alla frase semplice” (p. 40), contenenti cioè più di un predicato. Anche in questo caso, comunque molto marginale, la parola-soluzione è indicata tramite anafora. La stragrande maggioranza delle definizioni appartiene però al tipo subfrastico: in queste la definizione non è una frase, ma solo una sua parte. Si ha dunque un sottotipo subfrastico isomorfo (allorché definizione e soluzione appartengono alla stessa parte del discorso), e uno eteromorfo (se i due elementi appartengono a una diversa parte del discorso). Ma si prendano i seguenti esempi (tratti, come gli altri che citerò, dal n. 4168 de *La Settimana Enigmistica*, 11.02.2012):

Lo ₁ tradi Giuda (GESÚ ₁)	Frastica
La ₁ dimostra chi ha un cuor d'oro (BONTÀ ₁)	Superfrastica
[Gilet] _N ([PANCIOOTTO] _N)	Subfrastica isomorfa
[Ø] ₁ Si usa per dissodare le zolle] _{SV} ([ZAPPA] ₁) _N	Subfrastica eteromorfa

Ebbene, le subfrastiche eteromorfe sono per lo più costituite da un sintagma verbale con il verbo alla terza o alla sesta persona, la cui parola-soluzione è il soggetto sottinteso. A rigore, perciò, si dovrebbe dire che anche tali definizioni ricorrono all'anafora, nella fattispecie alla cosiddetta "anafora zero".

Vale la pena notare inoltre che quando la soluzione è costituita da un nome comune, questo è sempre forzosamente un nome nudo, a dispetto di ciò che capita in tutte le altre discipline dell'enigmistica.

La parte che tratta gli aspetti semantici presenta *in primis* la differenza tra definizioni enigmistiche e definizioni lessicografiche. Le definizioni lessicografiche (che a ben vedere altro non sono che le definizioni subfrastiche isomorfe) si hanno "quando il significato di una parola è descritto avvalendosi di altri termini [...], come avviene nei dizionari monolingue [*sic!*]" (p. 55). Per redigerle, i cruciverbisti si valgono di tutti i rapporti semantici disponibili: sinonimia, iponimia e iperonimia, antonimia, ecc. Alla soluzione delle definizioni enigmistiche il lettore è condotto non già attraverso la precisa determinazione di un referente, ma tramite *allusione*, di solito a frasi fatte, a polirematiche, o a rapporti di solidarietà semantica, o ancora a collocazioni, tipici della lingua italiana.

Abbiamo accennato che la pratica della composizione di parole crociate, nonostante le remore di un numero sempre più esiguo di "puristi" della classica, non può essere rigidamente separata da quest'ultima. Un *trait d'union* è certamente rappresentato dalle definizioni che, affini almeno un po' alle flaubertiane *sottises* ricordate proprio in merito al cruciverba da La Fauci (2009), presentano ambiguità e anfibolie, allo scioglimento delle quali il lettore può trovare la parola corretta da inserire nello schema. Per venire incontro anche ai solutori meno smaliziati, il cruciverbista segnala l'introduzione dell'ambiguità semantica per mezzo di segni interpuntivi come i puntini sospensivi o, più raramente, il punto esclamativo. In (5) i puntini sospensivi sottolineano che il significato in cui può essere inteso 'sfugge' è almeno duplice, e mettono in guardia il solutore; in (6) l'esclamativo rende ambigua la definizione tra una lettura letterale e una metaforica (*dare una lezione*, metaforicamente 'picchiare'), aggiungendo un po' di sale allo scioglimento, che altrimenti rischierebbe di essere fin troppo automatico:

Sfugge ... a chi soffre (AHI)
Può dar lezioni! (MAESTRO)

I puntini di sospensione paiono comunque proliferare anche quando nessuna anfibia è intesa, ma è necessario completare con la soluzione una delle espressioni idiomatiche di cui si parlava prima:

Cogito ... sum (ERGO)¹
L'aeroporto ... al Serio (ORIO)

¹ Si noti qui pure che una convenzione tipografica de *La Settimana* vuole che si impieghi sempre il corsivo per le espressioni idiomatiche non italiane.

Talvolta, infine, i puntini sono soppressi, con risultati spiritosi e godibili, nelle definizioni enigmistiche il cui *humour* riposa sul richiedere, in maniera criptica, al solutore di ragionare sulla grafia invece che sulla semantica; si confrontino (8) e (9)² con le più “scoperte” (10) e (11):

- (9) Vi seguono nell’invito (TO)
- (10) Sono pari nel lembo (EB)
- (11) Lusso ... fuori uso (LS)
- (12) Aperta... in mezzo (ER)

Definizioni e spiegazioni di questo tipo sono oramai routinizzate nella composizione (e nella soluzione) delle parole crociate, tanto che possiamo a buon conto parlare di un tratto peculiare dell’italiano (scritto) cruciverbista. Anche l’attenta disamina del lessico, con una parentesi sulle sequenze asemantiche (cui però manca il tipo segnalato in (9)) e un’interessante panoramica storica relativa alle parole straniere, potrà servire come ottimo punto di partenza per ulteriori indagini.

Il volumetto, insomma, poggia le basi per un filone di ricerca potenzialmente fruttuoso, mettendo in luce alcuni concetti fondamentali per comprendere o approfondire l’enigmistica: l’uso della pseudonimia (p. 22 sulla scorta di Rossi 1997 e 2001, il cui rendiconto andrebbe comunque aggiornato: p.es., si troveranno oggi in deciso aumento gli pseudonimi in lingua straniera e formati con caratteri numerici oltreché alfabetici); il carattere di sfida alle abilità linguistiche che presiede alla creazione e risoluzione del gioco e l’intento soggiacente di mantenere i rapporti con una cultura, quella linguistica, tradizionale (questioni già annotate in Cardona 1976, cfr. soprattutto i capp. 7 e 8 e la bibliografia ivi citata); la presenza di un codice “non scritto” dell’enigmistica fatto di convenzioni condivise (cfr. p. 31) solo a chi abbia già una buona esperienza del gioco.

Ma questa codificazione non si limita a peculiarità tipografiche, bensì abbraccia, per gli illustrati e le crittografie, il lessico e altre dimensioni della lingua, come la sintassi (sul lessico del rebus si veda Chiari 1994-1995 e 1997), talché non è fuori luogo parlare della lingua dell’enigmistica come di una vera e propria lingua speciale.

Anche non volendo dilungarsi in considerazioni più strettamente linguistiche (ne elenchiamo alcune tra le tante possibili: quante definizioni adoperano il ‘si’ impersonale? Quante invece altre strategie? Quante ancora il passivo?), sarebbe stato il caso di discutere quale lingua si legge sulle definizioni cruciverbiste e, soprattutto, di categorizzare fin dal capitolo introduttivo i giochi enigmistici in giochi che badano *solo* al referente della soluzione, come l’indovinello e altri (se ve ne sono),

² Tali definizioni mi sembra possano discutersi come una recente introduzione, in Italia, di pratiche proprie del *cryptic crossword*, diffusissimo nella cruciverbistica britannica e americana. In questo caso, le definizioni criptiche non si limitano ai gruppi di due lettere: cfr. il celebre “Large city in Czechoslovakia” (OSLO) citato già da Bartezzaghi (1998).

e giochi che badano solo al suo significante, cioè le parole crociate, e tutti i giochi classici a combinazione, l'anagramma, il bifronte, il bisenso, ecc.

L'italiano dei cruciverba, insomma, è un'utile guida introduttiva all'enigmistica come disciplina e ai suoi argomenti, che vantano un'insospettabilmente vasta schiera di appassionati anche tra gli studiosi di lingua e che troveranno – mi auspico – chi sia disposto ad approfondirli.

[Emanuele Miola]

Bibliografia

- Bartezzaghi, Stefano, 1998, *Accavallavacca*, Milano, Bompiani.
- Cardona, Giorgio Raimondo, 1976, *Introduzione all'etnolinguistica*, Bologna, Il Mulino (ora Torino, UTET, 2006).
- Chiari, Isabella, 1994-1995, *La grammatica del rebus*. Tesi di laurea inedita, Roma, Università La Sapienza.
- Chiari, Isabella, 1997, "La grammatica del rebus: l'immagine e la parola". In: Perissinotto, Alessandro (a c. di), *Il Gioco: segni e strategie*, Torino, Paravia Scriptorium: 29-37.
- Greimas, Algirdas Julien, 1974, "La scrittura cruciverbista". In: Id., *Del senso*, Milano, Bompiani: 299-321.
- La Fauci, Nunzio, 2009, "Emblemi del Novecento". *Prometeo* 106: 143-145.
- Rossi, Giuseppe Aldo, 1997, "Gli pseudonimi in enigmistica". In *RION* 3/2: 180-185.
- Rossi, Giuseppe Aldo, 2001, *Enigmistica*, Milano, Hoepli.

OKASHA, Elisabeth, *Women's Names in Old English*, Ashgate, Farnham (UK) 2011 [Studies in Early Medieval Britain], pp. 150, ISBN 978-1-4094-0010-3, £ 55 (Website price £ 49.50).

Lo studio di Elisabeth Okasha sugli antroponimi personali femminili anglosassoni parte dalla constatazione che gli studiosi di oggi non posseggono né testi normativi/prescrittivi di antroponomastica personale anglosassone, né liste di nomi propri; per questo possono lavorare solo sulla documentazione disponibile, da cui si potrà forse estrapolare qualche norma, o qualche modello ricorrente, che sovrintende alla nominazione personale. La scelta dell'autrice di lavorare sui soli nomi femminili è dovuta, oltre che a un interesse personale, al fatto che detto *corpus* è abbastanza ampio, ma anche sufficientemente limitato per poter essere trattato all'interno di un singolo studio.

La riflessione inizia con una sfida al concetto, ormai dato per acquisito, che, nell'antroponimia anglosassone, nomi composti con elementi linguistici di genere maschile o femminile operassero rispettivamente come nomi attribuibili esclusiva-

mente a uomini o a donne. È sempre vero che un nome, ritenuto appropriato per le donne, dovesse sempre essere femminile? È vero che un nome, proprio perché formato con elementi di un dato genere grammaticale, dovesse denotare sempre il sesso del portatore? Ma altre domande si pongono: esiste una specificità di genere nei nomi personali anglosassoni, e in caso affermativo, quali forze determinano tale specificità? La natura flessiva della lingua e la suddivisione in tre generi grammaticali, ben note agli intellettuali e organizzate negli scritti grammaticali di Ælfric, erano riconosciute nella lingua parlata? Poiché molti nomi si compongono di elementi che hanno un corrispettivo nel lessico comune, quale impatto ha il presumibile significato dell'elemento utilizzato nella composizione? Abbiamo la possibilità di giungere a qualche conclusione concreta sulla eventuale distribuzione e diffusione dei nomi da un punto di vista diacronico e diatopico?

I 289 antroponimi personali femminili selezionati per entrare nel *corpus* sono solo quelli di (pressoché) inequivocabile origine anglosassone, e tratti solo da fonti edite, suddivisibili in tre categorie: liste di nomi, testi in inglese antico e testi in latino. Le liste di nomi sono rappresentate sostanzialmente dai *Libri Vitae* di Durham e delle abbazie di Hyde (Winchester) e di Thorney; i testi in inglese antico dai testimoni A-F della *Cronaca Anglosassone*, *corpora* di documenti di diritto privato e pubblico, la versione in inglese antico della *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* del Venerabile Beda, il *Martirologio inglese antico*, le *Vite dei santi* e le *Omellerie cattoliche* di Ælfric e materiale epigrafico; i testi latini sono presenti con la versione latina originale della *Historia Ecclesiastica*, gli epistolari di san Bonifacio e di Alcuino, le opere di Aldhelm, le sezioni latine della *Cronaca Anglosassone*, altri testi cronachistici come il *Chronicon* di Æþelweard, documenti legali, il *De obsessione Dunhelmi*, iscrizioni varie, e due documenti significativi dell'era post-anglosassone: il *Domesday Book* e gli scritti di William di Malmesbury.

Alcune fonti sono senz'altro più affidabili di altre; normalmente si tratta di quelle per cui l'epoca di produzione è assai vicina a quella dei testimoni tramandati, e delle liste di nomi dei *Libri vitae*, che non sono stati mai copiati. Altri testi, quali i documenti, possono essere spuri o contraffatti o copie tarde, mentre nelle opere latine il problema principale da affrontare è quello della grafia, che riproduce un adattamento dei nomi al sistema fonologico e morfologico del latino medievale, e che, nel caso del *Domesday Book* o William di Malmesbury, manifesta ulteriori influenze franco-normanne.

I nomi censiti sono solo quelli sicuramente portati da donne, come è dimostrato nel testo dalla presenza di un titolo, qualifica, relazione familiare o status sociale (ad es. *abbatissa/abbedesse*, *cwēn/regina*, *domina*, *libera femina*, *mater/modor*, *muneche*, *nunne*, *uxor/wīf*) o un pronome personale o aggettivo possessivo che chiarisca il genere del portatore del nome. Alcuni tipi di fonti, come i nomi incisi su oggetti mobili o pietre, sono stati esclusi dalla trattazione proprio perché non esplicitano con chiarezza il genere sessuale del portatore (ad essi l'autrice dedica un breve capitolo a margine del tema principale).

Il *corpus* viene presentato sotto la specie di una lista alfabetica Æ-Y, con una forma di citazione normalizzata in grassetto, seguita dalle singole attestazioni (con la specificazione del caso morfologico dell'occorrenza registrata, se non si tratta di nominativo) cui è affiancata l'indicazione della fonte nell'edizione usata. Alla lista segue una classificazione statistico-quantitativa dei primi e dei secondi elementi che compaiono nei nomi bitematici e degli elementi costitutivi dei nomi monotematici, con rimando agli elementi del lessico comune, attestati o ricostruiti, che presumibilmente sono alla base di tali nomi.

Dall'analisi sugli antroponimi bitematici, emerge che gli elementi usati al secondo posto sono soltanto 33, di cui la maggioranza rappresentata da originari sostantivi, alcuni originariamente aggettivi. Dei sostantivi, 12 sono di genere esclusivamente femminile (*burg* 'città', *cwen* 'donna, regina', *gifu* 'dono', il ricostruito **gȳþ* inteso come variante di *gūþ* 'battaglia', *hild* 'battaglia', *lāf* 'erede, vedova', *lufu* 'amore', *nōþ* 'coraggio', *rūn* 'segreto', *þrȳþ* 'forza'); altri possono avere più di un genere, mentre tre elementi, *geard* 'recinto', *sidu* 'abitudine' e *wulf* 'lupo', sono di genere maschile, e altri tre sono neutri (*cild* 'bambino', *wīf* 'donna', *wīg* 'duello'). Infine, tra gli aggettivi (che intrinsecamente non hanno genere) usati come secondi elementi dei bitematici, molto frequente è *swīþ* 'forte', molto rari *sund* 'sano' e *swēte* 'dolce'; isolatamente compare anche *-tat*, quest'ultimo forse riconducibile a un aggettivo non attestato (ma per un confronto si veda l'aggettivo alto-tedesco antico *zeiz* 'amato', il verbo inglese antico *tæten* 'rallegrare'). Altri elementi possono avere origini diverse: *frīþ* può provenire dal sostantivo maschile o neutro *frīþ* o femminile *frīþu* 'pace', o dall'aggettivo *frīþ* 'bello'; *lid/liþ* dall'aggettivo *līþe* 'leggero', dal sostantivo neutro *lid* 'nave', o dal maschile o neutro *liþ* 'arto'; i nomi in *-leofu* possono ricondursi all'aggettivo *lēof* 'caro' rideterminato per mezzo di *-u*, uscita caratteristica di un gruppo di sostantivi femminili forti; *-licu*, attestato una volta sola, al sostantivo neutro *līc* 'corpo' o all'aggettivo *līc* 'simile, con rideterminazione come sopra; *-meld* (*Rægenmeld*) all'aggettivo *milde* 'mite' o addirittura a un antroponimo femminile gallese; *-flæd*, molto usato, è stato interpretato come un sostantivo femminile non altrimenti attestato, 'bellezza', ma non si può escludere una derivazione dall'aggettivo *flēde* 'pieno'. Infine, alcuni elementi possono rappresentare sia un sostantivo che un aggettivo: *-cume* < *cyme* 'arrivo' o 'bello, amabile', *-cynn* 'famiglia, stirpe' o 'adatto', *-gōd* 'bontà' o 'buono' e *-wise*, dal sostantivo *wīse* 'maniera' o dall'aggettivo *wis* con marca morfologica rideterminante.

Gli elementi che compaiono al primo posto degli antroponimi bitematici sono più numerosi, circa 90; di questi, 16 compaiono con grande frequenza, 14 sono attestati sia come primo che come secondo elemento. 12 sono riconducibili a sostantivi femminili, ben 17 a nomi di genere maschile, 5 a nomi attestati con generi diversi, 11 a originari aggettivi, e ovviamente vi sono dei casi dubbi, come *ean-*, forse associabile al verbo *ēanian* 'partorire (di animali)' o al sostantivo di genere incerto *eane* 'agnello', o altri per cui sono possibili più ipotesi etimologiche. La ragione per il gran numero dei temi usati come primo elemento è forse che "it was felt desi-

nable, or necessary, to increase the stock of possible female names by the addition of alternative first elements” (p. 78).

Gli antroponimi monotematici offrono problemi diversi rispetto a quelli emersi per i bitematici. Spesso essi presentano una fisionomia fonetica che rende difficile tracciarne l’etimologia, e risulta a volte impossibile stabilire se un monotematico sia di tipo primario, o costituisca l’esito dell’abbreviazione di un bitematico, o una forma ipocoristica o un originario soprannome. Ad esempio, nel *Domesday Book* la sorella di Edoardo il Confessore compare come *Goda*, mentre altre fonti ci dicono che il suo nome completo era *Godgifu*. Gli ipocoristici, o nomi della sfera affettuosa e familiare, sono spesso caratterizzati da geminazioni espressive; è il caso di *Heahburg*, “cognomento Bugge”: che, cioè, in famiglia e tra i conoscenti era chiamata *Bugge*, probabilmente forma ipocoristica di *-burg*. Infine, alcune donne hanno un soprannome che non è collegato etimologicamente al nome personale: è il caso di *Æþelburg*, figlia di re *Æþelberht* del Kent, chiamata anche *Tate* (cfr. Beda, *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*, versione latina e inglese antica); *Tate* è probabilmente un aggettivo, ‘cara, allegra’ (si veda *supra*). Molti monotematici hanno forme maschili e femminili assai simili, differenziate, ma non sempre, nelle fonti scritte solo dalla diversa desinenza (*Hwita/Hwite*).

La corrispondenza tra genere degli elementi fondamentali del nome e il sesso del portatore è un fattore ricorrente ma non esclusivo; sembra probabile che gli Anglosassoni sapessero riconoscere un nome dal genere non specifico. Quanto alle differenze di attestazione/diffusione a seconda di aree dialettali e periodi, il *corpus* a disposizione è troppo scarso perché se ne possano trarre conclusioni valide, benché nel periodo tardo il set di nomi disponibili (o usati) sembri restringersi, forse a causa del fattore “moda” e di una sopravvenuta inerzia nel processo di combinazione degli elementi. In questa cornice, forse il genere grammaticale rappresentava una variabile dialettale.

Molti nomi si formano su elementi del lessico comune della lingua, specialmente originari sostantivi, ma non è chiaro quale fosse l’impatto di questi elementi nell’attribuzione del nome; essi potevano essere stati significativi al principio, e poi essersi svuotati, diventando una mera etichetta in riferimento a un individuo. È probabile che una “significatività” dei nomi esistesse in una fase pre-documentaria o molto arcaica e andasse esaurendosi nel corso dei secoli (e forse la tendenza all’impoverimento del set di nomi disponibili nel periodo anglosassone tardo è dovuta a tale motivo); ma si può ipotizzare che, almeno nel caso di alcuni elementi, riscontrabili anche come appellativi della lingua comune, il loro significato fosse ancora pienamente colto, e potessero dar luogo a formazioni “creative” anche in età tarda.

Le testimonianze di area anglosassone purtroppo registrano soprattutto nomi di donne di alto e altissimo rango, e solo di qualche donna di umile condizione, schiava o liberta; lo studio quantitativo, tuttavia, mostra che anche presso le donne delle classi inferiori erano molto usati i nomi bitematici (i monotematici rappresentano solo poco più di un sesto dell’intero *corpus*). Alcune variabili riscontrate nella no-

minazione personale, che potrebbero essere di un certo interesse, sono brevemente citate e poi accantonate come poco significative (come l'uso dell'allitterazione e della variazione funzionale, sbrigativamente liquidate come un uso della classe aristocratica forse non condiviso dalle altre classi).

La nominazione era anche un atto sociale, ma sulle norme che la regolavano in questo senso presso gli Anglosassoni esistono pochissime testimonianze; le attestazioni relative alle famiglie reali dicono che i figli prendevano il nome, o parte del nome, dai genitori; e William di Malmesbury racconta che il nome di Wulfstan di York rappresentava una combinazione dei nomi paterno (Athelstan) e materno (Wulfgifu): ma si trattava di una pratica condivisa anche dal resto della società? E la notizia riportata da William di Malmesbury vuole sottolineare una procedura usuale o un'innovazione? Allo stesso modo non è dato sapere chi attribuisse il nome a un nuovo nato, benché sia presumibile che almeno uno dei genitori fosse coinvolto nella procedura.

Infine, due capitoli, dedicati rispettivamente a nomi di problematica attribuzione di genere, molti dei quali rinvenuti su iscrizioni di vario tipo, e ai nomi occorrenti nelle opere poetiche, evidenziano problemi peculiari relativi alla ricerca nei rispettivi campi. Per quanto concerne i documenti epigrafici, ad esempio, spesso non è esplicitato il sesso del portatore del nome, e si deve cercare di trarre informazioni dai reperti stessi, che in molti casi però rappresentano un mistero per gli studiosi contemporanei in relazione al loro eventuale uso da parte degli Anglosassoni; allo stesso modo, nei testi poetici è possibile trovare nomi di persone effettivamente visute, ma ci si può imbattere anche in "anglicizzazioni" di nomi di altra provenienza o in creazioni poetiche. Un'appendice finale è dedicata, in ottica comparativa, ai nomi di genere non specifico in inglese moderno, e a una concordanza tra le diverse edizioni dei documenti a carattere legale.

Le conclusioni a cui Elisabeth Okasha giunge alla fine del lavoro sono quattro. Negli antroponimi anglosassoni non esisteva una esclusiva "specificità di genere"; il genere grammaticale del secondo elemento nei bitematici e dei temi componenti i nomi monotematici è di rilevanza limitata per decidere se un nome è maschile o femminile; dati i limiti del *corpus*, è assai difficile giungere a conclusioni sulla diffusione a livello diatopico e diacronico; il significato delle parole del lessico comune associate ai temi che compongono i nomi è irrilevante. E, infine,

conclusions about the Germanic inheritance have to remain speculative. What is not speculation [...] is that when the Anglo-Saxons came to choose a given name for a female child, the names were more often than not chosen from a set of those that were considered traditionally suitable for women. Even taking into account that many names may have been lost to us, this set of female names appears to have been limited in its extent. Moreover, as far as we can tell, this set of female names seems to have remained largely constant throughout the historic Anglo-Saxon period (p. 122).

Punti di forza di questo lavoro sono senz'altro la precisione e puntualità nel-

l'analisi tassonomica e nella presentazione dei dati statistico-quantitativi, nonché nella ricostruzione etimologica e formale; l'aver colto i problemi posti dalle diverse tipologie di documenti e il loro diverso grado di affidabilità; l'aver messo in discussione l'affermazione che “a nome di genere femminile corrisponde portatrice donna”.

La riflessione sulla non completa specificità di genere di alcuni elementi e sulla corrispondenza più o meno esclusiva tra genere grammaticale dei temi e genere sessuale del portatore rappresenta un prezioso spunto di lavoro applicabile anche ad altri *corpora* o a studi su nomi singoli. Tuttavia, la Okasha considera insignificanti alcune variabili, come l'uso dell'allitterazione e della variazione funzionale, e liquida come “speculative” il supposto radicamento delle tendenze dell'antroponimia personale femminile anglosassone nell'antica tradizione germanica, ma senza procedere a nessun tipo di confronto. Resta da verificare questi aspetti attraverso uno studio comparato delle tendenze nella nominazione personale presso le diverse aree linguistiche e culturali germaniche (e non).

Opere consultate:

PASE (*Prosopography of Anglo-Saxon England*), <www.pase.ac.uk> [ultimo accesso 31.1.2013]

Sonderregger, Stefan, 1997, *Prinzipien germanischer Personennamenforschung*. In: Geuenich, Dieter / Haubrichs, Werner / Jarnut, Jörg (Hgg.), *Nomen et gens. Zur historischen Aussagekraft frühmittelalterlicher Personennamen*, Berlin-New York, Walter de Gruyter: 1-29.

[Valeria Di Clemente]

SANTORO, Verio, *La ricezione moderna della battaglia di Maldon. Tolkien, Borges e gli altri*, Aracne, Roma 2012, pp. 126, ISBN 978-88-548-4738-5, € 9,00.

Già da qualche tempo si è acceso anche in Italia l'interesse per il fenomeno spesso definito con il generico termine di “medievalismo”, vale a dire per la ripresa di testi, temi, episodi storici medievali all'interno della cultura moderna e contemporanea. Per quanto riguarda il medioevo germanico, in particolare, almeno due preziose raccolte di contributi hanno avuto origine dal convegno *Eroi di carta e celluloidi*, tenutosi a Pavia nel 2002, i cui atti sono stati pubblicati da Baroni nel 2004, e dal convegno *Riscritture del testo medievale, dialogo tra culture e tradizioni*, svoltosi a Bergamo nel 2003, i cui atti sono stati pubblicati nel 2005 dalla Bergamo University Press.

La questione, ovviamente, non si riduce a un mero censimento delle riscritture e delle rielaborazioni, operazione peraltro già di per sé destinata al fallimento, vista la mole sterminata di testi letterari, musicali, filmici ecc. che riprendono e ripropongono temi medievali. Quello che è davvero interessante è invece indagare come la nostra cultura contemporanea sia intessuta di temi e motivi provenienti da “altrove” – dal medioevo come dall’età classica, da culture lontane nel tempo o nello spazio – e come questi temi e motivi vengano riletti, reinterpretati, rifunzionalizzati in un gioco di citazioni e riformulazioni mai gratuito o innocente, ma sempre in qualche modo funzionale ai bisogni di costruzione dell’immaginario dei gruppi che ne fruiscono. In questo lavoro di indagine e di analisi critica mi sembra inoltre di fondamentale importanza comprendere come il lavoro degli esperti – storici, filologi, storici della letteratura – non costituisca un terreno separato rispetto alla cultura dei non specialisti, sia essa “alta” o popolare, ma si verifichi invece uno scambio tra interpretazioni scientifiche e rappresentazioni letterarie, artistiche, iconografiche. Il lavoro degli specialisti ricade sulle rappresentazioni popolari del mondo medievale e a volte vi persiste con stupefacente ostinazione, se si pensa che ancora oggi nella musica metal come nei fumetti Loki viene presentato come un fiammeggiante dio del fuoco, riproponendo una interpretazione storico-religiosa sostanzialmente abbandonata dagli studiosi di mitologia nordica già sul finire del secolo XIX. Le scale di valori socialmente dominanti, le ideologie più o meno consapevolmente condivise dagli studiosi, d’altro canto, determinano in larga misura l’indirizzo delle loro ricerche e le loro griglie interpretative. E ben sappiamo quanto la produzione testuale – di nuovo, sia essa “alta” o popolare – contribuisca a mediare, fissare e perpetuare tali scale di valori. Particolarmente stimolante, in questo senso, mi sembra il lavoro svolto negli ultimi anni, nell’ambito del progetto *Eddarezeption*, dagli scandinavisti dell’università di Francoforte sulle rielaborazioni moderne e contemporanee della mitologia eddica.

Nell’ambito di questa discussione si colloca il breve saggio di Verio Santoro dedicato alla ricezione moderna del poemetto anglosassone noto con il titolo *The Battle of Maldon*, giunto fino a noi privo dell’inizio e della conclusione, e il cui testo ci è noto unicamente grazie a una trascrizione settecentesca. Il componimento narra del tentativo del nobile inglese Byrhtnoth di opporsi a una incursione vichinga nel 991. Per affrettare lo scontro, Byrhtnoth concede ai vichinghi di sbarcare e attaccare battaglia sulla terraferma: questa scelta fu probabilmente determinante per la sconfitta degli inglesi, ma il poemetto attribuisce indubbiamente la maggiore responsabilità della sconfitta a quei nobili inglesi che, vedendo cadere il loro capo sotto i colpi nemici, scelsero di darsi alla fuga, mentre altri continuavano eroicamente una lotta senza ormai speranza di vittoria.

La maggior parte dello studio di Santoro (pp. 11-87) è dedicata a tre continuazioni prolettiche moderne del poemetto antico: *The Homecoming of Beorhtnoth Beorhtelm’s Son*, dialogo drammatico pubblicato da J.R.R. Tolkien nel 1953; *991 AD*, racconto di Jorge Luis Borges pubblicato nel 1976 nell’ambito della raccolta

La moneta de hierro; il racconto breve *Un giorno a Maldon*, pubblicato dallo scrittore italiano Wu Ming 4 (Federico Guglielmi) nella sua raccolta di saggi *L'eroe imperfetto* (2010), dedicata al tema dell'eroismo. Nella discussione sulla rielaborazione di Borges, inoltre, Santoro prende in esame anche il racconto *El soborno* – pubblicato in *El libro de arena*, 1975 – che, pur non essendo né una continuazione né una vera e propria rielaborazione di *The Battle of Maldon*, sembra riprenderne lo schema narrativo per quanto riguarda l'opposizione tra Byrhtnoth e il messaggero vichingo che gli chiede di lasciare sbarcare i guerrieri nordici. Di particolare interesse, in questa discussione, mi sembra il fatto che i due più noti rielaboratori/continuatori della leggenda, Tolkien e Borges, abbiano affrontato il testo anglosassone sia nella loro veste di scrittori, sia in quella di studiosi e insegnanti: uno dei più importanti contributi dati da Tolkien allo studio della letteratura anglosassone – materia da lui insegnata all'Università di Oxford – è proprio il suo saggio sul significato del termine *ofermod* in *The Battle of Maldon*, e Borges ha discusso questo testo inglese antico sia nelle sue panoramiche delle letterature germaniche, sia nelle lezioni sulla letteratura inglese tenute nel 1966 all'Università di Buenos Aires e pubblicate postume.

Assai più sintetica (pp. 89-100) è, nel volumetto di Santoro, l'illustrazione delle riscritture di *The Battle of Maldon* a opera della scrittrice inglese Krista V. Johansen (*Anno Domini Nine Hundred and Ninety-One, two voices*, racconto contenuto nella raccolta *The Storyteller and other Tales*, 2008) e dello svedese Frans Gunnar Bengtsson (*Röde orm: Sjöfarande i västerled. En berättelse från okristen tid*, 1941), e ancora più sintetica (pp. 101-112) la panoramica di citazioni del testo anglosassone contenute in una serie di testi di natura assai diversa: il romanzo storico *The Golden Warrior* (1948), della scrittrice inglese Hope Muntz; il romanzo fantasy per ragazzi *Perelandra* (1943), di C.S. Lewis; il poema sul tema della Prima guerra mondiale *In Parenthesis* (1938) dell'inglese David Jones; la poesia *Three Little Odes* (1993) del poeta americano John Peck; la poesia *Sword Music* (1969) dell'inglese Jon Stallworthy; il cortometraggio *The Battle of Maldon* (2010), diretto da David Waugh; i testi di pezzi heavy metal delle band Winterfylleth e Leaves' Eyes e, infine, il racconto fantascientifico di David Drake *As Our Strength Lessens* (1993).

Pur nella sua sinteticità, il saggio di Verio Santoro rappresenta dunque un interessante contributo alla discussione sulla ripresa di testi medievali nei moderni sistemi letterari e, più in generale, culturali, fornendo anche un utile strumento per tracciare il percorso del poemetto anglosassone all'interno della cultura letteraria, di quelle accademica e di quella popolare del secolo scorso e dei primi anni di quello attuale.

[Fulvio Ferrari]

